

HELMUT PFOTENHAUER

Jean Paul, Boeckh, Delbrück

Zu Philologie und Ästhetik um 1800. Eine Marginalie¹

Ich gehe in meinem Beitrag aus von der Gattungsbezeichnung, die ich ihm gegeben habe: eine Marginalie. Dies ist wörtlich gemeint: Es handelt sich um eine Randbemerkung – eine Randbemerkung zu einem der Aufsätze in Hendrik Birus' ›Gesammelten Schriften‹. Gemeint ist der zu Fragen der Philologie und Hermeneutik zentrale über »Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft« von 2008.² Er trägt den Untertitel »Auf den Spuren von Boeckh und Nietzsche, Burckhardt, Warburg und Benjamin« und verortet die »Komparatistik im Spannungsfeld von Philologie und Philosophie«, wie der Band 1 jener Schriften heißt. Mir kommt es dabei insbesondere auf August Boeckh an. Hendrik Birus bezieht sich auf Boeckhs berühmtes Diktum, die Philologie sei »Erkenntnis des Erkannten« aus der ›Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften‹, den Vorlesungen also, die dieser über ein halbes Jahrhundert lang bis fast zu seinem Tod 1867 gehalten hatte. Die (klassische) Philologie wird darin zu einer historischen Universalwissenschaft auf im weiteren Sinne idealistischer Grundlage: Der Gegenstand geschichtlicher Erkenntnis, so wird unterstellt, sei selbst schon von einem geistigen Streben geprägt und deshalb auch im Prinzip verstehbar.

Diese bekanntlich von Boeckhs Lehrer Schleiermacher beeinflusste Grundannahme soll hier jedoch allenfalls indirekt noch einmal beleuchtet werden. Wichtiger ist mir zunächst ein anderer, bisher weniger, genauer gesagt gar nicht erörterter Aspekt, nämlich der, was Boeckh und

- 1 Die Form und damit auch die vorgegebene Kürze des Vortrags wurden beibehalten; er ist nur um einen kurzen Ausblick auf das Thema ›Wozu Philologie‹ am Ende und um die Anmerkungen ergänzt worden.
- 2 Gesammelte Schriften, Bd. 1: Komparatistik im Spannungsfeld von Philologie und Philosophie, Göttingen 2020, S. 648–667.

jener andere zentrale Referenzpunkt von Hendrik Birus gemeinsam haben könnten: Jean Paul. Die Frage danach scheint auf den ersten Blick abwegig oder leicht zu beantworten: nichts. Aber eben nur, so möchte ich hier wenn nicht zeigen, so doch zumindest andeutend plausibel machen, auf den *ersten* Blick. Sie könnte an einem bisher unbeachteten Detail vielleicht doch ein für einen kurzen Moment aufzuckendes Schlaglicht auf jene ereignisreiche Zeit in Preußen zu Beginn des 19. Jahrhunderts werfen.³

Die Verbindung von Boeckh und Jean Paul hat einen Namen: Delbrück.

Boeckh, seit 1807 Professor in Heidelberg, 1810 dann an die neue Universität nach Berlin wechselnd, macht in seiner Eigenschaft als Redaktionsmitglied der ›Heidelberger Jahrbücher‹ Jean Paul auf eine Schrift eines anderen Schleiermacher- und Wolf-Schülers, eben jenes Johann Friedrich Ferdinand Delbrück, damals Prinzenenerzieher am preußischen Hof in Königsberg und Altphilologe wie er selbst, aufmerksam.⁴ Die in dem leider verlorengegangenen Brief Boeckhs empfohlene Abhandlung heißt ›Ein Gastmahl. Reden und Gespräche über die Dichtkunst‹ und behandelt, wie der Titel schon erkennen lässt, in der zugleich platonisierenden und romantisierenden Form des Symposions oder Gesprächs die damals ja noch nicht so festgelegten Grenzen der Disziplinen überschreitenden Grundfragen der Philologie, Philosophie und Ästhetik. Jean Paul, der sich spätestens mit seiner ›Clavis Fichtiana‹ von 1799 einen Namen in der »Disziplin« der Grenzmissachtung gemacht hatte, schien dem Altphilologen dafür wohl der passende Rezensent. Im

3 Birus nennt in seinem Aufsatz u. a. Warburg und Benjamin als Vorbilder für das Aufscheinenlassen größerer Zusammenhänge im Einzelnen.

4 SW HKA IV 6.1, S. 406 und 6.2, S. 528. – Jean Paul wird, den Erfordernissen der leichteren Lesbarkeit, aber auch, wenn erforderlich, nach denen des historisch-kritischen Editionsstandes folgendermaßen zitiert:

HA Jean Paul, Sämtliche Werke, 10 Bde. in 2 Abteilungen, hrsg. von Norbert Miller, München 1960–1985.

SW HKA Jean Paul, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, begr. von Eduard Berend, Weimar 1927–2012 (Abt. I–III), Berlin u. a. 2003–2017 (Abt. IV).

HKA W Jean Paul, Werke. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Helmut Pfothenhauer und Barbara Hunfeld, Tübingen 2008, Berlin und Boston 2013 ff.

Gegensatz zum Boeckh-Brief ist die Antwort Jean Pauls überliefert. Seine »Theilnahme an den Heidelberger Jahrbüchern« belohne ihn mit der Bekanntschaft von »so vielen hochgeachteten Gelehrten«, wie Boeckh einer sei, heißt es im Brief vom 31. Mai 1809 an den ihm unbekanntem Zeitschriften-Mitarbeiter und jungen Professor höflich und etwas herablassend. Den »Delbrück über die Dichtkunst« wolle er »gern beurtheilen«.⁵ Erschienen ist die Rezension in jenen »Heidelberger Jahrbüchern« im Jahrgang 1809;⁶ wieder aufgenommen wurde sie von Jean Paul – u. a. zusammen mit denen zu Fichte, Fouqué oder Mme de Staël – in die »Kleine Bücherschau« von 1824.⁷

Es geht nun aber nicht darum, mein (und Hendrik Birus') Steckenpferd Jean Paul anhand eines der wenigen so gut wie nie beachteten seiner Texte zu reiten, sondern kurz zumindest ein paar Hinweise zu geben auf die intellektuellen Konstellationen in diesem Jahr 1809, das geistige Klima vielleicht für einen Moment spürbar zu machen, in welchen solche aus heutiger Sicht gewagten Transgressionen Konjunktur hatten. 1809 beginnt Boeckh, aus Halle kommend, wo er bei Schleiermacher vor allem dessen Ethik-Vorlesungen gehört und sich zu eigen

5 SW HKA III 6, S. 35.

6 Zu Jean Pauls Rezensionstätigkeit in den »Heidelberger Jahrbüchern« nach wie vor maßgeblich die Einleitung von Eduard Berend zu Band 16 der ersten Abteilung der Historisch-kritischen Ausgabe der Sämtlichen Werke (SW HKA I.16), hier bes. S. LIV.

7 HA II.3, S. 740–747; vgl. ebd., II.4, S. 650 und 681 f. – Jean Paul hat im Anhang zu seiner »Vorschule der Aesthetik«, genauer in der »Misericordia-Vorlesung«, auch ein Kapitel »über Buchanzeiger und gelehrte Zeitungen überhaupt« geschrieben (HKA W V/III, hrsg. von Florian Bambeck, 2015, S. 42–71). Besonders in der zweiten Auflage von 1813 finden sich auch bemerkenswerte Sätze zur Aufgabe des Rezensenten, die der des Philologen gleicht (S. 61); in der ersten Auflage von 1804 sind diese nicht enthalten: »Soll eine Recension etwas besseres als eine Antwort seyn, die man einer Thee-Wirtin auf die Frage gibt, wie uns das Buch gefallen: so gehört so viel zu einer, daß sie selber zu einem Kunstwerk ausschlägt: erstlich ein schnelles Durchlesen, um die ungestörte Kraft des Ganzen aufzunehmen – zweitens ein langsames, um die flüchtig einwirkenden Theilchen dem Auge zu nähern – drittens ein genießend-klares, das beide vergleicht – viertens eine reine unpartheische Absonderung des Urtheils über den Geist des *Werks* von dem Urtheile über den Geist des *Verfassers* – fünftens eine Zurückführung des Urtheils auf bekannte, oder auf neue Grundsätze, daher eine Rezension leicht eine Aesthetik im Kleinen wird – sechstens, siebentens, achtens etc. versteht sich von selber, nämlich Liebe für Wissenschaft und für Autor zugleich, für deutsche Sprache etc.«

gemacht hatte,⁸ mit jenen Enzyklopädie-Vorlesungen – im selben Jahr, in welchem Schleiermacher anfängt, seine in der ›Ethik‹ entwickelten Überlegungen zum Zusammenhang von Sprache und Denken, von der sprachlichen Verfasstheit und daher Deutbarkeit geschichtlicher Hervorbringungen, als Vorträge über eine allgemeine Hermeneutik zu formulieren.⁹ 1809 könnte man also nachgerade als ein Schlüsseljahr jener Versuche einer Methodologie der Aneignungen an der Grenze zwischen Eigenem und Fremden nach den frühromantischen Delirieren der Grenzverwischung – zum Teil auf diese referierend, ich nenne nur Friedrich Schlegels »Philosophie der Philologie«,¹⁰ zum Teil sich von ihnen im Interesse des Verstehens als Kunstlehre auch absetzend. Distanz gesucht wird ebenso auch von der aufkommenden Weltgeist-Spekulation Hegelscher Provenienz.¹¹ Die neuen Verstehenslehren war also die Antwortversuche auf die einflussreichsten geistigen Strömungen der Zeit.

Delbrücks in diesem Umkreis entstandene und ebenfalls 1809 erschienene Schrift ist zwar weniger originell – Schleiermacher spricht in einem Brief an Boeckh vom 27. Juni 1809 vom »Platonisierenden Product unseres Delbrük«, das ihm große Freude mache, »wenn es gleich nicht in die innerste Tiefe der Sache hinabsteigt«¹² – aber Delbrücks ›Gastmahl‹ ist in seinen narrativ ausgestalteten Gesprächen zur Kunst ebenfalls ein sprechendes Zeugnis der intellektuellen Ansprüche und Freiheiten, der geistigen Lizenzen, ja man könnte vielleicht sagen methodologisch mühsam eingehegten Kühnheiten dieser Tage.

8 Vgl. dazu besonders Denis Thouard, Eine »Encyclopädie« zwischen Ethik und Hermeneutik. Boeckh und Schleiermacher, in: August Boeckh. Philologie, Hermeneutik und Wissenschaftspolitik, hrsg. von Christiane Hackel und Sabine Seifert, Berlin 2013, S. 107–124.

9 Zu Schleiermacher vgl. die Einleitung der Herausgeber, ebd., S. 9–24, hier: S. 11; zu Boeckh: Thouard, a. a. O., S. 111 f.

10 Zu Boeckh sowie Schleiermacher und Friedrich Schlegel: Thouard, a. a. O., S. 117; dort weitere Literatur.

11 Zu Boeckh und Hegel: ebd., S. 118, ebenfalls mit näheren Literaturangaben.

12 Schleiermacher digital. Briefe, hrsg. von Simon Gerber und Sarah Schmidt. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin. URL: <https://schleiermacher-digital.de/S0007113> (Stand: 26.7.2022), nach Hs. UB Heidelberg, HS 2130.

Ich kann dies leider hier nur andeuten, um noch ein wenig Zeit übrig zu haben für die Besprechung dieser Schrift selbst oder vielmehr und viel wichtiger: der Gedanken, die sich Jean Paul in seiner Rezension darüber macht. Sie gehört für mich zu den Entdeckungen, die man in einem scheinbar längst beackerten Feld immer noch tätigen kann. Werkgeschichtlich gesehen sind sie der Anfang der Vorarbeiten zur zweiten Auflage der ›Vorschule der Aesthetik‹, die, 1813 dann erschienen, mit ihren fundamentalen Neuerungen, u. a. zur romantischen Poesie, zum Komischen und zum Humor oder zur Idylle, nachgerade den Rang eines neuen Hauptwerks hat.¹³

1809 ist, wie wir wissen, Kriegszeit. Nicht nur und nicht vor allem, dass das Königspaar mit seinen professionellen Schönggeistern nach Königsberg ins Exil gehen musste. Vor allem das Massenelend, das seinen düsteren Widerschein in Jean Pauls Kriegsschriften dieser Zeit findet (die ›Friedens-Predigt an Deutschland‹ erscheint 1808, die ›Dämmerungen für Deutschland‹ wenig später, 1809), mehr als in anderen Verlautbarungen, als in den patriotischen eines Fichte oder Kleist etwa, ist in Erinnerung zu behalten, wenn man die buchstäblich schönfärberischen Konzeptionen des Schönen und des Komischen bei Delbrück mit den buchstäblich sarkastischen Jean Pauls vergleicht.

Nur ganz am Rande sei vermerkt, eine Marginalie innerhalb der Marginalie, dass die Kriegswirren Jean Pauls *zweiten* Brief an Boeckh veranlassen: Am 19. Juli 1809 moniert er in einem Schreiben an den »Professor«, dass »Delbrüks Gastmal« nicht bei ihm als Rezensionsexemplar angekommen sei, wohl »da der Krieg alles, also auch Briefe nimmt«.¹⁴ Insgesamt sind drei Schreiben an Boeckh aus dieser Zeit erhalten – alle drei bezogen auf Buchbesprechungen, das dritte, ebenfalls wichtig, ebenfalls notorisch unbeachtet in der Forschung, bezogen auf ein Buch des Jacobi-Schülers Köppen über Schelling und damit über nichts weniger als das »Wesen der Philosophie«, d. h. über Gott und die Welt.¹⁵ Man sieht: Wie im Krieg um Leib und Leben und Tod, so geht

13 Vgl. die neue Edition in HKA W, die den Textvergleich der ersten Auflage von 1804 und dieser zweiten Auflage erstmals ermöglicht (siehe Anm. 7).

14 SW HKA III.6, S. 41

15 8.2.1810, SW HKA III.6, S. 87 f. Vgl. dazu meine Erläuterungen in: Zwischen Jacobi und Schelling. Jean Pauls Ästhetik, in: Studi Germanici 23 (2023), S. 81–94.

es in den Köpfen um Leben und Tod und die Unsterblichkeit. Komplementäre Kraftanstrengungen.

Delbrücks Symposion-Aneignung selbst kann hier nicht besprochen werden. Sie ist heute, wo man kaum mehr ins Archiv oder die Lesesäle der Bibliotheken geht, leicht zugänglich über das Digitalisierungszentrum der Bayerischen Staatsbibliothek.¹⁶ In unserem Zusammenhang genügt die Zusammenfassung durch Jean Paul.¹⁷ Es geht mit Platon gegen Platon, nämlich um eine antiplatonische *Rehabilitierung* der Poesie im Medium des platonischen Dialogs bzw. Gespräches. Nach Jean Paul spielt die Abhandlung auf den »Reichsgrenzen der Philosophie und der Dichtkunst«, um in der literarischen Form eben des Gesprächs die Kraft jener, der Philosophie, für die Freiheit dieser, der Dichtkunst, zu mobilisieren.¹⁸ Er nennt Lessings Abhandlung darüber, wie die Alten den Tod gebildet, als Vorbild, nicht von Ungefähr das Schöne mit dem hässlichen Ende unseres Lebens kurzschließend und so der ebenso fundamental gemeinten wie vornehm zurückhaltend vorgebrachten Kritik an Delbrück zu präludieren: Dieser nämlich sei der notwendig mitzudenkenden, konstitutiven Kehrseite des Schönen nicht gerecht geworden. Besonders im Feld des Komischen habe er es sich zu leicht gemacht, es sich zu gemütlich, so könnte man über Jean Paul hinausgehend sagen, eingerichtet – im Komischen und speziell im Herrschaftsbereich des Humors, da, wo gelacht werde, gehe es nicht harmlos zu, sondern höchst beklemmend. Dieses Lachen, so meint Jean Paul, ohne es wie später Karl Kraus zu sagen, sei nachgerade eine Blutlache, ein sich Erheben, ein Trotzdem, aber ein Schauerliches. »Umgekehrt Erhabenes« wird er es dann in seiner Ästhetik nennen.¹⁹ Dies vorab.

16 Ferdinand Delbrück, *Ein Gastmahl. Reden und Gespräche über die Dichtkunst*, Berlin 1809 (zitiert nach dem Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek, urn:nbn:bvb:12-bsb10573700-8).

17 Hier nach der Edition in der »Kleinen Bücherschau«, HA II.3, S. 740–747.

18 Ebd., S. 741.

19 HA I.5, S. 125 (nach der zweiten Auflage, 1813); vgl. HKA W V/I: *Vorschule der Aesthetik*, Text, 2015, hier textgleich die erste Auflage von 1804, S. 180. – Karl Kraus, *Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit*, in: ders., *Schriften*, Bd. 5: *Weltgericht I*, hrsg. von Christian Wagenknecht, Frankfurt am Main 1988, S. 25–30, hier: S. 30: »Bei diesem Spaß gibts nichts zu lachen. Aber weiß man das, so darf man es, und das Lachen über die unveränderten Marionetten ihrer Eitel-

Jean Paul fällt nicht mit der Türe ins Haus wie ich, der Referent des Referenten. Er verweist erst einmal auf die narrative Schwäche der Figurengestaltung. Diejenigen, die da die kunstphilosophischen Inhalte transportieren müssen, kämen ästhetisch dürftig, poetisch unterernährt gleichsam, daher.²⁰ Aber vor allem jener ästhetische Gehalt sei fragwürdig, vor allem der eben zur Frage, wie und warum uns die Literatur zum Lachen bringe. Hierbei nun geht es Jean Paul erkennbar ums Ganze.

Nach einer »wahrhaft begeisternden Rede« über die Wechselwirkung von Liebe und Dichtkunst – Jean Paul weiß zu loben, bevor er zur vernichtenden Kritik ansetzt – werde »etwas über das Komische vorgebracht, was wenigstens Rez., welcher diesem seit zwanzig Jahren nachforscht, ein wenig seicht und matt vorkam«. ²¹ Nach Delbrück bestehe die komische Dichtung darin, das Wesenhafte in der Form des bloßen Scheins vorzutäuschen, nur um es dann in dieser Scheinhaftigkeit wieder aufzuheben und gegenüber dem Nichtigen der Erscheinung das Bleibende des Wesens umso deutlicher hervortreten zu lassen. Man lache also über die Hinfälligkeit dessen, was ohnehin im Grunde nichts ist. Dessen, worauf es ankommt, des Wesens, sei man immer schon versichert. Für Jean Paul ist das, weil hier nichts wirklich auf dem Spiel steht, weil es nicht ums Ganze geht, nicht eigentlich komisch. Er erläutert dies an der Rolle des Körperlichen im Verhältnis zur Seele. Man versteht das verklausuliert Gesagte, das was gemeint ist, wenn man für einen Moment voraus- und zurückschaut auf seine Ästhetik und die poetische Gestaltung seiner komisch-humoristischen Figuren: Das Lächerliche an ihnen ist für Jean Paul deren »unpassende Verkörperung« als ihr Wesensmerkmal, nicht als Akzidenz einer darüber erhabenen Psyche.²² Sie hinken, sie sind verkrüppelt, tragen verzernte Minen, nicht weil sie andere sind als die sie scheinen, sondern, weil das Unpassende, Zerrissene mitten durch sie hindurchgeht. Wenn man dem Lerdemenschen im späteren »Komet« seine schauerliche Maske abzieht, ist

keit, ihrer Habsucht und ihres niederträchtigen Behagens schlage auf wie eine Blutlache!«

20 HA II.3, S. 742.

21 Ebd., S. 743.

22 Vgl. Max Kommerell, Jean Paul, Frankfurt am Main 41966, bes. S. 299–310 und 322–328.

dahinter nichts, ja schlimmer noch – das schöne Lächeln als bloßer vorübergehender Schein, als Fratze dieses Nichts. Die erhabene Seele ist affiziert von der hässlichen Körperlichkeit und ohne sie nicht zu haben.

So steht das nicht in der Rezension. Es deutet sich aber an im Unmut, mit dem Jean Paul hier über Delbrücks ästhetische Leichtfertigkeit spricht. Man merkt am ernsten, unerbittlichen Ton: Hier geht es einem, der vorher eher nachsichtig über die lässlichen Sünden der Personengestaltung oder der Handlungsführung sprach, plötzlich um das ihm Wichtigste. Der Tod, der Gedanke an die Hinfalligkeit des Lebens, sie pochen gleichsam an die Türe des diskursiven Geplänkels. Es wird ernst. Delbrück mache den Körper nur zum nachspielenden Ausleger der Seele. In der Betrachtung des Schönen weite sich bei ihm bei aller Bedrückung die Brust. Der Mensch erscheine höher in seiner Gestalt. Aber, so Jean Paul: »Nicht viel anders als dieser Betrachter des Schönen produziert ein vom Schläge getroffener Mann seine Gestalt (der Gehenkten nicht einmal zu gedenken) und sogar länger und schwerer hat ihn der Tod als der Schlaf gemacht.«²³ Der Körper verfeinert sich nicht, so will das besagen, mit der Seele, sondern eher umgekehrt, er droht diese mit sich in den Abgrund zu reißen. Er ist nicht einfach Signifikant der Seele, wie alle modischen »Gesichts-, Schädel- und andere[] Gliederlehrer« es verkünden, sondern eher Speicher der semiotischen Zerissenheiten und Zwiespältigkeiten unseres Daseins. Die großen Humoristen, Shakespeare, Swift, seien bei allem Lächerlichen ernst geblieben. Und selbst Pascal, des Himmels gewiss, sei immer nüchtern, denn selbst für ihn könne nicht der Leib den ganzen Geist, die Schöpfung den ganzen Gott aussprechen. Ein quasi-christlicher, aber prinzipiell unheilbarer Riss geht durch den so aufgefassten Menschen. Der Humor ist das schauerliche Gelächter darüber.

Nach diesen, den Rezensenten spürbar berührenden Nachdenklichkeiten, kehrt er zurück zum Unverfänglicheren. Einige komische Charaktere seien dem Verfasser des Gastmahls durchaus geglückt. Und einige vereinzelte verfeinerte Bemerkungen gebe es zudem: Über Klopstocks ›Messias‹ etwa oder über den plastischen Charakter der alten Poesie im Gegensatz zum musikalischen der neueren.²⁴ Auch Platons altbekannte Dichtungskritik sei noch einmal schön widerlegt, indem

23 HA II.3, S. 744.

24 Ebd., S. 745 f.

gezeigt werde, wie umgekehrt die Dichtung keine Verirrung sei, sondern sogar der Philosophie helfe, zu sich selbst zu kommen, indem sie, was systematisch nicht darzustellen sei, durch »innige Verknüpfung aller Teile zu einem Ganzen« einen höheren Sinn insinuieren könne. Wenngleich, so fügt Jean Paul einschränkend hinzu, die Vorstellung vom Dichter als besserem Philosophen doch letztlich ihrerseits wohl ein Trugschluss sei.

Alles in allem: Boeckh scheint Jean Paul mit seiner Zusendung des Delbrückschen Buches zum Nachdenken weit über die gängigen Rezensionroutinen hinaus angeregt zu haben. Wohl ohne zu wissen, was er anrichten würde. Aber dennoch: In diesem Jahr 1809, in dem die grenzüberschreitenden Diskurse noch einmal Fahrt aufzunehmen scheinen, ist offenbar jeder Reflexionsanlass willkommen und von zunächst nicht absehbaren intellektuellen Folgen.

Ein Nachtrag ist noch nötig zum Nachtrag von Jean Pauls Rezension. Diese endet mit einer Philologie der Sprachkorrekturen, die beim späteren Jean Paul, das deutet sich hier nur an, in Besserwisserei und Dogmatik mündet. Wir alle kennen Jean Pauls Wut der Tilgung des Fugen-s in Doppelwörtern und der Verstiegenheiten im Gefolge von Wolkes, des anmaßenden Sprachreinigers »Anleit zur deutschen Gesamtsprache«. ²⁵ Aus »Hundsposttagen« werden demnach in dritten Auflage des »Hesperus« von 1819 schließlich »Hundposttage«. ²⁶

Hier, in der Delbrück-Rezension, sind es noch »Sprachvergeßlichkeiten«, wie Jean Paul sagt, und die Kritik daran ist milde – etwa, dass es an einer Stelle heiße »zum Arnold und der Bertha« gehen statt »zu Arnold und Bertha«. So etwas hat man damals noch als Fehler monieren können. Aber darin erkennt der Leser des alten Jean Paul bereits eine Spur jener befremdlichen Beckmessereien, die das Bild des Wortliebhabers später doch zunehmend trüben werden. Die Schrift über die »Deutschen Doppelwörter« im »Morgenblatt« von 1818/20, in welcher der Geburtstag anstelle des Geburtstages verordnet wird, ²⁷ scheint sich be-

25 Vgl. zusammenfassend die Angaben in meiner Biographie: Jean-Paul. Das Leben als Schreiben. Biographie, München 2013, S. 310–314.

26 Zum Vergleich der Fassungen siehe HKA W I/I–III, hrsg. von Barbara Hunfeld, 2008.

27 Vgl. etwa Siebenkäs, 3. Bändchen, 10. Kap. (HA I.2, S. 334). Dies sind Stellen, die den enthusiasmierten Jean-Paul-Leser Jacob Grimm wegen ihrer Sprachwillkür

reits leise anzukündigen. – Ein bemerkenswerter Zwiespalt von Dienst an der Sprache und Dogmatismus macht sich geltend.

*

Wozu Philologie? Triftige Antworten auf die Leitfrage dieses Geburtstagscolloquiums in ihrer Allgemeinheit, noch dazu Antworten auf wichtige Methodenfragen der Gegenwart – wozu Philologie heute? – lassen sich aus dem Gesagten nicht ableiten. Ging es doch um Philologen in einer ganz bestimmten, eng umgrenzten historischen Situation – wenn auch in einer vielleicht exemplarischen Gründungsphase dessen, was man heute Philologie im akademischen Sinne nennt. Wozu Philologen, wozu das Studium ihrer in die Ferne gerückten Schriften – wozu Philologen, damals? – lautet mithin die bescheidenere Variante der Leitfrage.

Wir sind mit dieser Reformulierung wieder nahe bei Hendrik Birus, der hier gerne Nietzsches, des Altphilologen und damit Nachfahren eines Boeckh und Delbrück, ›Wir Philologen‹ zitiert.²⁸ In einer von Birus ebenfalls gerne herangezogenen, dem frühen Entwurf verwandten Stelle aus der ›Götzen-Dämmerung‹²⁹ heißt es zu deren Tugenden und Lastern, sie suchten »die Kunst, gut zu lesen«, fänden sie aber nicht immer, sondern verfielen der Sucht, die Texte durch Interpretation, durch in sie hineingelegte und sie gleichsam bis zum Untergang überfrachtende Sinngehalte, zu beschweren.³⁰ Dagegen steht Nietzsche zufolge die Fähigkeit, »Thatsachen ablesen zu können, *ohne* sie durch Interpretation zu fälschen, *ohne* im Verlangen nach Verständniss die Vorsicht, die Geduld, die Feinheit zu verlieren«.

Kommen wir in diesem Zusammenhang ein letztes Mal zurück auf Jean Paul und Delbrück. Der Rezensent des ›Gastmahls‹ dürfte jene Vorsicht, Geduld und Feinheit als Basis des Philologen, bei aller Schärfe

enervierten (vgl. H. P., Jean Paul. Das Leben als Schreiben [Anm. 25], S. 366–369).

28 Hendrik Birus, »Wir Philologen ...«. Überlegungen zu Nietzsches Begriff der Interpretation, in: ders., Gesammelte Schriften (Anm. 2), Bd. 1, S. 245–265. Zu Nietzsches Frühschrift von 1874/75 vgl. die Vorarbeiten in: Friedrich Nietzsche, Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Massimo Montinari, 15 Bde., München 1980, hier: Bd. 8, S. 11–127.

29 Birus, a. a. O., S. 250.

30 Götzen-Dämmerung, Kritische Studienausgabe, Bd. 6, S. 233.

der Kritik und aller Skepsis gegenüber dem ästhetischen Reflexionsniveau, durchaus partiell bei diesem versierten Gräzisten erkannt und stellenweise vielleicht sogar bewundert haben. Jean Paul kennt und schätzt ja die reiche Platon-Philologie seiner Zeit, der neben Schleiermacher und Boeckh eben auch Delbrück zuzurechnen ist, und macht sich ihre Einsichten in die Dialogform des Denkens etwa in seinem ›Kampaner Thal‹, dem Gespräch über die Unsterblichkeit von 1797, zunutze. Er spricht vom ›griechischen Sinn und Geist‹ »in Sprache und Ansicht« auch in Delbrücks Schrift.³¹

Ein noch viel deutlicheres Zeichen von zumindest teilweiser Anerkennung als Philologen findet sich, wenn auch ganz versteckt, in einer anderen Schrift, an der Jean Paul damals, im August und September 1809, gearbeitet hat, in den Vorarbeiten nämlich zum ›Leben Fibels‹, jenem kleinen Roman eines »Buchstabenmenschen«,³² eines Philologen also eigenen Zuschnitts, der ja für Jean Pauls Sprachbesessenheit ein, nicht zuletzt auch autobiographischer, Schlüsseltext ist.³³ Fibel, jener ABC-Buch-Erfinder, jener Buchstaben-Vernarrte, der sich von A bis Z in den Merkversen und den dazugehörigen Bildern lustvoll ergeht (»Der Affe gar possierlich ist, | zumal wenn er vom Apfel frißt« bis »Die Ziege Käse giebt zwei Schock, | Das Zählbret hält der Ziegenbock«),³⁴ dieser Fibel, so Jean Paul in jenen Vorarbeiten, »war *zum* Philologen geboren, *zum* Meusel; Hirschel«. ³⁵ Er ähnelt darin seinen Verwandten und Vorgängern in Jean Pauls Werk, wie dieser an derselben Stelle ausdrücklich vermerkt: Wutz und Fixlein. Sie alle eint Letternverfallenheit als wahre Liebe und Verrücktheit zugleich. Das wird von Jean Paul notiert in genau der Zeit, in der er jene Rezension vorbereitet, an der er dann im September 1809 schreibt: der zu Delbrücks ›Gastmahl‹. »Delbrück« heißt es denn auch ausdrücklich in den Notizen, genauer: in den Marginalien dazu.³⁶ Dennoch und wie randständig auch immer, Delbrück wird hier – mit all den Vorbehalten gegenüber bisweilen entglei-

31 HA II.3, S. 742.

32 HKA W VII/II, S. 226.

33 Ich verdanke diesen Hinweis Eduard Berend (SW HKA I.16, Vorwort, S. LIV) und der Neu-Edition der ›Fibel‹-Vorarbeiten durch Alexander Kluger (HKA W VII/II, 2015, hier: das Heft »Fibel, August 1809«, Band 4 [1809], S. 230).

34 HA I.6, S. 555–562.

35 HKA W VII/II, S. 219.

36 Ebd., S. 230.

sender Philologen-Akribie und bei aller Ironie Jean Pauls den eigenen Figuren gegenüber – die Ehre zuteil, in eine prominente Ahnenreihe eingerückt zu werden, die Fibels, Wutzens und Fixleins. Das ermöglicht der Respekt gegenüber dem Platon-Kenner. »Symposion« heißt es denn auch weiter an der zitierten, bisher fast unbekanntenen, nur dem großen Jean Paul-Philologen Eduard Berend bekannt gewordenen Stelle.

Philologie erscheint hier also, empathisch geschildert, als Vernarrtheit in die Wörter und als Narretei zugleich. Jean Pauls fiktive Philologen werden zu Sonderlingen, weil sie in ihrer Passion, zumindest partiell, der Wirklichkeit enteilen.

Der wirkliche Philolog Delbrück überschreitet seinerseits die Grenzen der Disziplin hin zur Fiktion; er wird als Gelehrter zum dichtenden Ästhetiker und von Jean Paul dabei weniger einfühlsam, distanzierter und kritischer betrachtet. Und doch gebührt auch ihm der Respekt des Wortliebhabers.

Und wie man gesehen hat: Jean Paul unterliegt selbst auch einer jener in der Philologie wohl angelegten Ambivalenzen. Nietzsche hatte die von textnaher Deutungsaskese und textferner Sinnsucht des Interpretierens im Auge; in Jean Pauls Falle ist es die von Sprachversenkung und dem Hang zur präskriptiven Anmaßung, zur Sprachwillkür.